

(Nachdruck verboten.)

Treu.

Von Alexander L. Kielland.

(Schluß.)

III.

Es hatte seine Wichtigkeit mit dem Schnee, wie der Großhändler erzählt hatte. Obgleich man noch ganz im Anfang des Winters war, fiel mehrere Tage nacheinander gegen Morgen ein wenig nasser Schnee; aber es wurde ein feiner Regen daraus, wenn die Sonne aufging.

Das war übrigens fast das einzige Zeichen, daß die Sonne aufgegangen war; denn viel heller wurde es den ganzen Tag nicht, auch nicht viel wärmer. Die Luft war von dicken Nebel erfüllt — es war nicht der weißgraue Meernebel, sondern braungrauer, dichter, toter Russennebel, der beim Hinziehen über Schweden nicht leichter geworden war; der Ostwind brachte ihn mit sich und packte ihn gut und sicher zwischen die Häuser von Kopenhagen ein.

Unter den Bäumen längs des Kastellgrabens und in den Anlagen war es ganz schwarz infolge des Tropfenfalls von den Zweigen. Aber mitten auf den Straßen und oben auf den Dächern der Häuser hatte der Schnee eine dünne, weiße Decke gebildet.

Es war noch ganz still drüben bei Burmeister u. Wain; der schwarze Morgenrauch wirbelte aus den Schornsteinen empor, und der Ostwind warf ihn auf die weißen Dächer herab, so daß er noch schwärzer wurde, und wehte ihn über den Hafen hin zwischen die Takelung der Schiffe, die düster und schwarz in der Dämmerung dalagen mit weißen Schneestreifen die ganze Reihe entlang. Auf dem Zollamt sollten die Bluthunde bald eingesperrt und die Tore geöffnet werden.

Der Ostwind war heftig und wälzte die Wogen gegen die Range Linie, wo sie sich in graugrünem Schaum zwischen den schlüpfrigen Steinen brachen, lange Dünnungen kamen bis in den Hafen hinein, plätscherten gegen die Bollschranke und rollten im Hafen der Kriegsflotte, wo die alten Holzregatten abgetakelt und in all ihrer imponierenden Unbrauchbarkeit unter Dach lagen, große Namen und schwere Erinnerungen hin und her.

Der Hafen war noch voll von Schiffen, auf dem Landungsbrücken und in den Lagerhäusern lagen die Waren hoch aufgestapelt. Niemand konnte wissen, was man für einen Winter bekommen würde; ob man monatelang von der Welt abgesperrt werden oder ob man mit Nebel- und Schneematsch davonkommen würde.

Darum lagen Reihen von Petroleumfässern da, die zusammen mit den ungeheuren Kohlenbergen auf einen strengen Winter lauerten; und es lagen Fässer und Orhote voll Wein und Kognak da, die geduldig auf neue Verfälschungen warteten; Tran und Talg und Kork und Eisen — alles lag und wartete, ein jedes auf das Seine.

Überall lag Arbeit und wartete — schwere Arbeit, grobe Arbeit und feine Arbeit unten vom Boden der gewaltigen englischen Kohlendampfer an bis hinauf zu den drei vergoldeten Kettichen auf der neuen Kirche des Kaisers von Rußland in der Breiten Straße.

Aber noch gab es niemand, der anfang. Die Stadt schlief so schwer, die Luft war so schwer, der Winter hing über der Stadt; und in den Straßen war es so still, daß man hörte, wie das Wasser aus dem Schnee, der auf den Dächern schmolz, mit tiefem Glucksen in die Wasserrinnen fiel, als ob die großen Steinhäuser noch im Halbschlaf stöhnten.

Eine kleine schläfrige Morgenglocke ertönte drüben auf der Insel, hier und dort öffnete sich eine Tür, und ein Hund kam heraus, um zu bellen. Rouleaux wurden in die Höhe gezogen, und Fenster wurden geöffnet. In den Zimmern sah man das Stubenmädchen herumgehen und bei einer flackernden Kerze reinmachen; in einem Fenster im Palais lag ein betretter Lakai und bohrte sich in der Nase in der frühen Morgenstunde.

Ein dichter Nebel lag über dem Hafen und blieb in der Takelung der großen Schiffe wie in einem Wald hängen;

Regen und nasse Schneeflocken machten ihn noch dichter; aber der Ostwind preßte ihn zwischen die Häuser hinein und füllte den ganzen Amalienplatz mit Nebel, so daß Friedrich V. wie in den Wolken saß und die stolze Nase unbekümmert seiner halbfertigen Kirche zuwandte.

Mehrere schläfrige Glöcker ließen sich jetzt hören; eine Dampfschiffspfeife setzte mit einem höllischen Getreisch ein. In den Kneipen, die „vor dem Glöckerschlag geöffnet werden“, wurde schon bei warmem Kaffee und Schnaps Frühmesse gehalten; Mädchen mit hängenden Haaren nach einer wilden Nacht kamen aus den Seemannshäusern bei Nyhavn heraus und machten sich halb im Schlaf daran, die Fenster zu putzen.

Es war bitter kalt, und wer über Königs Neumarkt mußte, eilte an Dohlenschläger vorbei, den sie vor das Theater gesetzt hatten, barhaupt, und den Kragen voller Schnee, der schmolz und ihm in den offenen Halsbund hineinrann.

Jetzt kamen die langen, unerbittlichen Pfeife aus den Dampfseifen der Fabriken rings in der ganzen Stadt, und auf dem Hafen liefen die kleinen Dampfschiffe herum und piffen für nichts und wieder nichts.

Die Arbeit, die überall lag und wartete, fing an die vielen kleinen, dunklen Gestalten zu verschlingen, die schläfrig und verfroren herauskamen und rings in der Stadt verschwand. Und es entstand ein stilles Gewimmel auf den Straßen, andere liefen, andere schlenderten langsam — sowohl die, die in die Kohlendampfer hinunter, wie die, die hinauf sollten und die Kettiche des Kaisers von Rußland vergolden, und tausend andere, die von allerhand Arbeit verschlungen werden sollten.

Und die Wagen begannen zu rasseln, die Musrufer zu schreien, die Maschinen hoben ihre ölgänzenden Schultern und drehten die tausenden Räder; und nach und nach vibrierte die schwere, dicke Luft in einem gedämpften Summen von der vereinten Arbeit der vielen Tausende von Menschen; der Tag hatte angefangen; das fröhliche Kopenhagen war erwacht.

Der Schutzmann Frode Hansen froh bis in seinen innersten Koeffizienten hinein; es war eine außergewöhnlich rauhe Wache gewesen, und er ging ungeduldig auf und ab in Nabenraa und wartete auf Madame Hansen. Sie pflegte um diese Zeit oder gar noch früher zu kommen, und heute war er fest entschlossen, es bis zu einem Glas Bayerisch oder einer warmen Tasse Kaffee zu bringen.

Doch Madame Hansen kam nicht; und er fing an zu überlegen, ob es nicht trotz allem seine Pflicht sei, sie zu melden; sie trieb es gar zu weit; es konnte nicht mehr weiter gehen mit dieser Spiegelschere mit den Kohlblättern und dem Kohlenhandel.

Nach Thyra und Waldemar hatten mehrmals in die kleine Küche hinausgeguckt, ob die Mutter nicht gekommen sei und den Kaffee aufgesetzt habe. Aber es war schwarz unter dem Kessel und so dunkel in der Luft und so kalt in der Stube, daß sie wieder zu Bett gingen, sich ins Stroh verkrachten und sich damit amüsierten, sich gegenseitig nach dem Bauch zu treten.

Als sie die großen Tore zu Großhändler Hansens Kohlenlager in Kristianshavn öffneten, saß Treu da und blickte beschämt zur Seite; es war aber auch eine widerwärtige Arbeit, die man ihm da aufgetragen hatte.

In einer Ecke fand man zwischen zwei leeren Körben ein Bündel Lumpen, aus dem ein schwaches Stöhnen kam, auf dem Schnee waren einige Tropfen Blut, und dicht dabei lag unangerührt ein Stück Kuchen, dick mit Zucker bestreut.

Als der Werkführer den Zusammenhang begriff, sah er sich nach Treu um, um ihn zu loben; aber Treu war schon nach Hause gegangen; die Sache war ihm zu unangenehm.

Dann lasen sie sie auf, so wie sie war — naß und eßig, und der Werkführer bestimmte, daß sie auf dem ersten Kohlenwagen, der nach der Stadt ging, hineingefahren werden sollte, dann könnten sie am Krankenhaus halten, und der Professor könnte selbst sehen, ob sie der Reparatur wert sei.

Gegen zehn Uhr begann die Familie des Großhändlers sich um dem Frühstückstisch zu versammeln. Thyra kam zuerst. Sie eilte zu Treu hin, streichelte und küßte ihn und überschüttete ihn mit Koseworten.

Aber Treu rührte seinen Schwanz nicht, er hob kaum die

Augen; sondern fuhr fort, seine Pfoten zu lecken, die von den Kohlen ein wenig schwarz waren.

„Gott — süße Mutter!“ rief Fräulein Thyra. „Treu ist sicherlich krank, er hat sich natürlich heute Nacht erkältet; es war auch abscheulich von Vater.“

Aber als Waldemar kam, erklärte er mit Kennermiene, daß Treu beleidigt sei.

Sie warfen sich jetzt alle drei über ihn mit Bitten, Entschuldigungen und guten Worten; aber Treu blickte kalt von einem zum andern; es war klar, daß Waldemar recht hatte.

Thyra lief hinaus, um den Vater zu holen, und der Großhändler kam ernst, etwas feierlich herein. Sie hatten ihm gerade durchs Telephon erzählt, wie gut Treu aufgepaßt hatte, und indem er jetzt vor Treu auf dem Teppich vor dem Kamin niederkniete, dankte er ihm gerührt für den großen Dienst.

Das besänftigte Treu etwas.

Der Großhändler erzählte jetzt, noch immer auf den Knien, Treus Pfote in seiner Hand, wie es in der Nacht zugegangen war. Daß der Dieb ein ruchloses Frauenszimmer sei, eins der allerschlimmsten, die sogar — man sollte es kaum für möglich halten — einen ziemlich bedeutenden Handel mit den gestohlenen Kohlen getrieben habe. Sie war so gewitzigt gewesen, den jungen Wächter mit einem Stück Kuchen zu bestechen, doch das mußte ihr natürlich bei Treu nicht.

Und das bringt mich darauf, daran zu denken, wie oft eine gewisse Person, deren Namen ich nicht nennen möchte, mit solchen Redensarten kam wie, daß es eine Schande wäre, daß ein Tier etwas verschmähen sollte, wofür ein Mensch Gott danken würde. Haben wir nicht eben gesehen, wozu das gut war? Gerade durch diese — hm — durch diese Eigentümlichkeit wurde Treu in Stand gesetzt, ein abscheuliches Verbrechen zu offenbaren, zu der gerechten Strafe des Bösen beizutragen und auf diese Weise uns und der Gesellschaft zu nützen.

„Aber hör mal, Vater!“ rief Fräulein Thyra, „willst Du mir eins versprechen?“

„Was denn, Kind?“

„Du sollst nie mehr so etwas von Treu verlangen; laß sie lieber ein wenig stehlen.“

„Das verspreche ich Dir, Thyra! — und Dir auch mein braver Treu,“ sagte der Großhändler und erhob sich mit Würde.

„Treu ist hungrig,“ sagte Waldemar mit Kennermiene.

„Gott, Thyra! hol doch seine Koteletts!“

Thyra wollte in die Küche hineinstürzen, aber im selben Augenblick brachte Stine sie atelos an.

Der Professor muß vermutlich nicht gefunden haben, daß Madame Hansen der Reparatur wert sein; denn sie kam nie mehr zum Vorschein, und die Kinder gingen ganz zugrunde. Ich weiß nicht, was aus ihnen geworden ist.

tierende Einleitung; am Schluß des zweiten Bandes ein paar Anmerkungen und Wortklärungen — das ist alles. Es genügt ja auch vollkommen. Man empfängt sofort den Eindruck: dem Leser gehört der Dichter!

Anders sind die Ausgaben der Bongschen „Goldenen Kassenbibliothek“ nicht, als ob dies Unternehmen unbedienstlich wäre; denn es hat gleichfalls die Tendenz der Billigkeit bei guter Ausstattung. In ihren Ausgaben wirkt aber der aufgebotene Gelehrsamkeitsapparat ihrer Herausgeber lästig. Die „wissenschaftliche“ Reinigung der Texte nach Urschriften, oder späteren Fassungen mag noch angehen. Störend aber ist die ziffermäßig am Seitenrande verbuchte Zeilenauszählung. Ferner wirken die philologischen Textergleichungen verwirrend auf den Leser. Man lasse doch dem Dichter den Vortritt, damit seine Schöpfungen unvermittlekt zu uns reden! Aber da ist beispielsweise an Stifters Werken, deren Herausgabe in drei schweren Bänden Gustav Wilhelm (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin C.) besorgt hat, der vollständige, borhin bemängelte Apparat aufgeboten. Gewiß eine Arbeit, die auf fleißige Gelehrsamkeit Anspruch hat! Dennoch viel zu viel des Guten. Der feinsinnige Naturschilderer in Ehren! Aber wer soll sich da durch alles, was Stifter — schließlich immer nach derselben Leier — geschrieben, hindurchlesen? Hebbel hatte doch nicht ganz so unrecht, wenn er sagte: Stifter sei von Haus aus ein *M a n i e r i s t*: „Zuerst begnügte er sich, uns die Familien der Blumen aufzuzählen, die auf seinen Lieblingsplätzen gedeihen; dann wurden uns die Exemplare vorgerechnet, und jetzt erhalten wir das Register der Staubfäden“ . . . Weniger — nämlich anstatt der minutiösen Gesamtausgabe ein schmaler Auswahlband — wäre bei Stifter wirklich mehr gewesen.

Stifter ist der Typus des über den Geist des Bevormundungssystems des aufgeklärten Absolutismus nicht hinausgekommenen Altösterreicher. Durch sein Gemüt ist kaum ein Funke des vor-märzlichen Völkerehrens gezogen. Mit dem Staat, wie er war, blieb er zufrieden. Aber ihm, dem Deutschböhmen, sollte der neue Geist des Jahrhunderts, der sich längst in Oesterreich, und gerade zuerst in seiner engeren Heimat angekündigt hatte, nicht fremd geblieben sein. Alle jene Sturmvögel, die da aufzogen, um in revolutionären Rostien gegen das vertrackte Metternichsche System Sturm zu laufen, waren Altersgenossen von ihm.

Bill man jedoch genau erfahren, wie es in ihren Köpfen beschaffen war, so wird man zu dem kürzlich (bei J. G. Calve, S. S. Hof- und Universitätsbuchhandlung, Prag 1910) erschienenen Werke: „Briefe aus dem Vormärz“ von Otto Wittner greifen müssen. Schon vor einigen Jahren hatten wir Gelegenheit, uns hier mit der zweibändigen Biographie Moritz Hartmanns aus derselben gelehrten Feder eingehend zu beschäftigen. Das zu diesem Zweck zusammengetragene Studienmaterial war aber so gewaltig, daß dem Biographen ein neues Werk unter den Händen reifte. Zumal der reiche Nachlaß Moritz Hartmanns gab hierzu die Veranlassung. Wenn wir von Anastasius Grün (N. v. Auersberg) absehen, der bereits ein Jahrzehnt vor dem Auftreten Herweghs und Freiligraths in österreichischen Landen zuallererst die Fahne der freiheitlichen Dichtung entfaltet hatte, so kommt dann der neuzeitliche Oppositionsgeist durch die Gruppe der deutschböhmisches Thyriker Hartmann, Reizner und Landesmann (Schronimus Lorn) zum geschlossensten Ausdruck. In den Lenz ihres hoffnungsvollen Werdens leuchtet dies vortreffliche Buch hinein. Briefe jener flüggewendenden Talente von der Schulzeit, von der Universität bis dahin, wo die Geister erwachen, sich der Enge des Daseins, der Trostlosigkeit des politischen Lebens im Vaterlande benützt werden, die Fesseln abzustreifen versuchen und in Fühlung mit den Schriftstellern des „Auslands“ treten, sind hier zum erstenmal ans Licht gebracht. Hartmann ist da der Mittelpunkt, von dem die meisten Briefe ausgehen, an den die meisten wieder von Reizner, Keller, Lorn, Bach, Kuh, Kaufmann, Betty Pookl (Elisabeth Glüs), Kolisch, Auerbach, Glafer usw. gerichtet werden. Es ist etwas Seltsames um diese subjektiven Bekennnisse. Nun erst wird man jenem Roetenkreise nahe gerückt. Und Wittner — das merkt man an allem, was er schreibt — beherrscht seinen Gegenstand, wie schwerlich ein anderer. Er vermag in der Einleitung ein vollkommenes Zeitgemälde aus dem österreichischen Vormärz aufzurollen. Daher kommt es, daß sein Buch nicht bloß eine zufällsmäßige Sammlung von Briefen darstellt. Nein, jede dieser Herzensoffenbarungen bekommt gleichsam ein historisches Relief und erweckt aus Schutt und Moder ein widerhallendes Echo in der Seele des Lesers. Und dann: welche erstaunliche Wissensfülle in den Anmerkungen, die allein fünf enggedruckte Bogen füllen.

Endlich, kann man sagen, haben nun auch die Schweizer eine organisch aufgebaute und bis auf unsere Gegenwart fortgeführte Geschichte ihrer Literatur. Bis Bodmer — 18. Jahrhundert — war ja das große Werk Jakob Wächtods gediehen. Natürlich fehlte es auch nicht an tüchtigen Spezialschriften und Einzelcharakteristiken, was die deutsch-schweizerische Literatur angeht. Wesentlich scheidet sich diese, gemäß dem überwiegend zweisprachigen, dann auch rätoromanischen und italienisch-tesinischen Volk, vornehmlich in eine deutsche und eine französisch-schweizerische Literatur. Um die Geschichten der letzteren war es ja besser bestellt, denn sie ist in zwei bis in die Neuzeit vordringenden Werken von B. H. Godel und Virgile Kossel eingehend behandelt worden. Letzterer und Ernst Jenni vereinigen sich endlich zu gemeinsamer Arbeit; und so kam ihre zweibändige „Geschichte der schweizerischen Literatur“ (Bern, Verlag von A. Franke,

Literarhistorisches Schrifttum.

II.

Wie noch zu keiner Zeit, so sind die Buchhändler heute am ehesten zu Neuauflagen verstorbenen, hauptsächlich tantiemenfreier Schriftsteller geneigt. Es wäre dagegen nichts einzuwenden, sofern — mit verschwindend wenigen Ausnahmen — die freigewordenen Werke namhafter Dichter für ein wenig auch dem besthloßen Volke zugänglich gemacht würden. Aber darauf wird am allerwenigsten Bedacht genommen, gerade solche Auswahl zu treffen, die nur das, was auch noch heute sich mit Anstand behaupten kann, beisammen hat. Bei Joseph von Eichendorffs Dichtungen, die jetzt in Gestalt von zwei Bänden von je über 500 Druckseiten Stärke auswahlsmäßig herausgekommen sind (Inselverlag, Leipzig), genügten sicherlich ein paar Duzend seiner herrlichsten Lieder nebst der typischen Novelle: „Aus dem Leben eines Laugenchichts“, allenfalls noch einiges von oppositioneller oder satirischer Färbung, weil man hieraus den sichersten Maßstab dafür gewinnen kann, ob und inwieweit ein Autor mit irgend welchen Zeitströmungen in Beziehung gestanden oder ob er zeit- und weltfremd gewesen. Es sollte eben weniger der Schwerpunkt auf das gelegt werden, was lediglich für den Autor charakteristisch ist, sondern auch nach Möglichkeit den fortgeschrittenen Anschauungen unserer Tage Rechnung zu tragen sein. So fände der heutige Leser viel leichter eine Brücke zu den Vergangenheitsdichtern, und der geistige Profit wäre ungleich größer und fruchttragender. Von Dingen solcher Art wollen aber die Herausgeber sehr wenig hören.

Was speziell die Ausgaben des Inselverlags angeht, so entbehren sie glücklicherweise in ihrer äußerlichen Zurückhaltung jedwedes kathedersüchtigen Gelehrsamkeitsaufpußes. Auch die von Franz Schulz besorgte Eichendorff-Ausgabe beweist es. Eine knappe, dabei höchst annehmbar über den Lebensgang des Dichters orien-

und Lausanne, Librairie Bahof u. Co. 1910) zustande. Man muß anerkennen: todene Kathedergelchrtheit ist beiden Verfassern total fremd. Bei freimütiger tiefgründiger Behandlung der oft widerstrebenden Materie erweisen sie sich als Schriftsteller von sprühender Darstellungskraft. Ebenso vorteilhaft tritt ihre Auffassung hervor. Das Kolorit ist echt schweizerisch — dennoch keineswegs abweisend oder eng gegen die Literatur Deutschlands sich verschließend, von der ja auch große Segnungen dorthin geflossen sind. Unabhängig, und dennoch zur Großschweiz in engen Beziehungen stehend, ist die rätomanische und italienisch-tesinische Literatur im Anfang behandelt. Ein Kapitel allerdings vermisse ich noch. Es müßte etwa lauten: Reichs-deutsche Schriftsteller in der Schweiz. Ich meine damit Autoren wie Robert Schweichel nebst wenigen anderen, die entweder Jahrzehnte lang im schweizerischen Exil gelebt und Land und Volk in erzählenden Profadichtungen geschildert haben, oder gar wie der militärische Schriftsteller und nachmalige Reorganisator des eidgenössischen Militärwesens, Rüstow, nebst verschiedenen anderen Bürger der Schweiz geworden sind.

Wenn eine fremdländische Literatur in Deutschland verbreitet ist, dann wird gewiß die Belletristik des Vaterlandes voranzumarschieren. Ja, sie überschwemmt uns fast. Wenn es aber um Richtungslinien, um einen Kompaß sozusagen zu tun ist, der mag nur getrost nach dem Buche: „Die großen Russen“ von Alexander Eliasberg (Haupt u. Hammon, Verlag Leipzig) greifen. Er findet da hervorragende Erzählungswerke von Puschkin, Lermontow, Gogol, Turgeniew, Tolstoi, Dostojewsky und Tschekow beieinander, nebst deren Porträts, sowie Einleitungen vom Herausgeber. Der 14 Druchbogen umfassende Band kostet gebunden nur 2,25 M. und dürfte willkommen sein.

Daß anlässlich des Todes von A. Tolstoi eine Hochflut seiner vertret umherfliegenden Schriften allgemeinen Inhalts in deutschen Uebersetzungen herausbeschworen werden würde, war zu erwarten. Zunächst verzeichnen wir drei seiner Streit- oder Verteidigungsepisteln; und zwar: „Ueber das Recht“, „Brief an einen Hindu“ und „Ueber die Wissenschaft“, sämtlich von Eugen Heinrich Schmitt einem der besten Kenner Tolstois, mit Erläuterungen herausgebracht (Verlag: A. M. Waibel u. Co., Heidelberg).

Außergewöhnliches Interesse erregen „Leo Tolstois Briefe 1848—1910“, von P. A. Sergejew in langjähriger Arbeit gesammelt und nun vollständig deutsch herausgegeben von Adolf Feß (bei J. Lohschnitow, Berlin 1911; brochiert 6 M., gebunden 7,50 M.). Selten hat wohl ein Schriftsteller, man kann behaupten, die Welt so im Atem gehalten wie der große Dichter und sonderbare Heilige von Jasnaja Poljana; selten ein zweiter soviel Kampfmuth und Ueberzeugungstreue gegenüber den Gewaltigsten der Erde geoffenbart wie er, und noch seltener ist ein arbeitsreiches, alle Menschen, ob hoch, ob niedrig umklammerndes Leben in soviel merkwürdige Widersprüche mit sich geraten. Daß Tolstoi nach einer in Eins und Braus verbrachten Jugend, nach nihilistischen und atheistischen Durchgangsperioden schließlich in frommer, obwohl nichtkirchlicher Gottgläubigkeit enden würde, wäre an und für sich für ihn als Urrussen nichts besonders Auffälliges. Noch die meisten russischen Schriftsteller haben ähnliche Wandlungen durchgemacht. Bei ihm jedoch fällt diese Umwälzung weit schwerer ins Gewicht, weil er die Menschheit mit einer neuen christlichen Religion beglücken wollte, die trotzdem ihren russischen Stempel nicht verleugnen konnte. Er predigte das Evangelium der Brüderlichkeit, ja und berührte sich mit dem Sozialismus. Aber er überseh vollständig, daß wahre Freiheit und Menschlichkeit ohne vorherige Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse und ohne Beseitigung der bestehenden politischen wie sozialen Zustände unmöglich sind. Für uns hat seine ablehnende Haltung gegen den Sozialismus kein Ueberraschendes. „Da ich — schrieb er 1905 an Tso-Albe, den Redakteur einer japanischen sozialistischen Zeitschrift — mit Ihnen wie mit jedem anderen, den ich aufrichtig verehere, ganz offen sein möchte, muß ich bekennen, daß ich den Sozialismus nicht billigen kann und betrübt bin, zu erfahren, daß der aufgellärteste und am meisten entwickelte Teil Ihres begabten und energischen Volkes aus Europa die äußerst schwache, trügerische und lügenhafte (!!) Theorie des Sozialismus übernommen hat. Der Sozialismus bezweckt die niedrigste Seite der menschlichen Natur zu befriedigen — das Streben nach materiellem Wohlergehen. Aber selbst das kann mit den Mitteln, die der Sozialismus verkündet, nicht erreicht werden. Das wahre Wohl der Menschheit — das geistige und moralische — schließt materielles Wohlergehen in sich, und dieses höchste Ziel kann nur durch religiöse und moralische Vervollkommnung jeder einzelnen Persönlichkeit erreicht werden...“ Ein Glaubensbekenntnis, gewiß — aber da nun die kapitalistische Bourgeoisie wenig Reigung verspürt, sich im Sinne Tolstois zu bessern, so wird es wohl dabei bleiben, daß der Sozialismus die soziale und geistige Regeneration der Menschheit von unten herauf bewirken muß.

Die deutsche Ausgabe der Tolstoischen Briefe weist leider mancherlei Mängel auf. Bei der Revision des Satzes ist mit allzuwenig Sorgfalt verfahren worden. Teils fehlen in einzelnen Briefen verbindende Zwischenglieder, teils ist der Satz unauffindbar verbogen worden, nicht zu gedenken zahlreicher Druckfehler.

Grust Krowssil

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Weismachen und naseweis. „Das kannst du mir nicht weiß machen“ oder „Das haben sie dir weißgemacht“ — wie oft liest man das so geschrieben und gedruckt. Als wenn es etwas mit „weiß“ zu tun hätte! Und gar mancher schreibt auch sogar „naseweis“ — sagt doch auch Papageno, als er die Pamina nach seinem Bettel „feststellt“ und an die Stelle „Rase weiß“ kommt: „Richtig naseweis“, da die Holde ihm gerade neugierig hineinguckt. Und doch heißt naseweis ja nur „eine weise, d. h. feine Nase habend“, zunächst vom Spürhunde, und dann übertragen meist tabelnd: „die weise oder weise sein wollende Nase in alles hineinsetzend“. Derselbe Kurzform „weis“ für „weise“, wie sie sich in „naseweis“ findet, steckt nun auch in „weismachen“ (ebenso wie in „weisagen“). Im Mittelhochdeutschen hieß es noch „einen eines dinges wis tuom (wachen)“ ihn eines Dinges wissend machen; dieser Besfall ist erst spät in den Wenfall verwandelt worden, und man sagte dann: „Man muß das die Leute weis machen“, d. h. es ihnen zeigen, sie es merken lassen; noch später wurde dann der andere Wenfall in einen Bemfall verwandelt, und nun lag die Verwechslung mit „weiß“ immerhin nahe. Die Bedeutung „einem etwas fälschlich zu wissen tun“ ist schon sehr frühe in diese Redewendung hineingelommen, und jetzt kennen wir „weismachen“ überhaupt nur noch in dem Sinne von „vorspiegeln“.

Anthropologisches.

Hat der Mensch eine Paarungszeit? Diese Frage macht Dr. A. Grünspan im „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“ zum Gegenstand einer statistischen Studie. Gestützt auf die Geburtenstatistik der Stadt Berlin, stellt er zunächst die Schwankungen der Geburtenhäufigkeit nach den verschiedenen Jahresmonaten fest. Demnach bestehen zwei Jahresmaxima: im Januar und Februar (120,4 resp. 120,8 eheliche Geburten pro Tag) und im Juli (117,3), während der Jahresdurchschnitt nur 113,1 Geburten pro Tag beträgt. Dem ersten Höhepunkt entspricht ein Konzeptionsmaximum im April und Mai, dem zweiten — ein solches im Oktober. Um diese Tatsache richtig zu würdigen, muß man vor allem bedenken, daß infolge der ständigen Abnahme der Geburtenziffer, eine immer größere Zahl der Geburten Erstgeburten darstellen. So ist z. B. nach der Berliner Statistik der prozentuelle Anteil der Erstgeburten an der Gesamtzahl der Geburten in der Zeit 1880—1906 von 18 auf 33 Proz. gestiegen, während er bei den Drittgeborenen von 18 auf 15 Proz., bei den Viert- bis Sechstgeborenen von 32 auf 20 Proz. gesunken ist. Daraus schließt der Verfasser mit Recht, daß die Verteilung der Geburten wesentlich von der Verteilung der Eheschließungen abhängt. Diese aber finden in Berlin meistens im April und Oktober statt. Um die Wirkung dieses Faktors auszuscheiden, läßt der Verfasser die Erst- und auch die Zweitgeborenen, da von den letzteren sehr viele ehelich als Erstgeborene gelten dürfen, aus der Betrachtung fort. Dann bekommt er für Januar und Februar 49,2 Geburten pro Tag, während der Jahresdurchschnitt 47,0 Geburten ausmacht. Das Maximum im Juli besteht nicht mehr. Dies besagt, daß die Zahl der Konzeptionen im Frühjahr tatsächlich etwas häufiger ist als in der übrigen Zeit des Jahres. Uebrigens paßt dieser Schluß auf die unehelichen Geburten nicht ganz, denn bei den Unehelichen liegt das Konzeptionsmaximum in den Sommermonaten — Mai, Juni, Juli. Wenn man also von einer Paarungszeit bei dem modernen Menschen sprechen darf, so nur im ganz begingten Sinne, denn erstens sind die Schwankungen der Monatsgeburtenszahlen keineswegs sehr bedeutend, zweitens aber hat die Häufung der Geburten in den kalten Monaten — Januar/Februar keinen biologischen Zweck. Umgekehrt: die Statistik zeigt, daß es für die Erhaltung des Lebens eines Neugeborenen am günstigsten ist, wenn er in der heißen Jahreszeit geboren wird. Auch die Zahl der Totgeburten ist in den kalten Monaten relativ die größte. Diese Tatsachen beweisen am schlagendsten, daß die biologischen Antriebe in menschlicher Gesellschaft keine selbständige Wirksamkeit mehr besitzen. Höchstens können sie — wie im vorliegenden Falle — ein rein rudimentäres Dasein führen.

Völkerrunde.

Die Chingusen. Bei dem gegenwärtig zwischen Rußland und China herrschenden Zwist, der, wovon alle Kenner der Verhältnisse überzeugt sind, durch Chinas Zugeständnisse nur zeitweilig beigelegt ist, hat die russische Regierung vom Reich der Mitte auch Entschädigung verlangt für die dauernden Raubüberfälle, denen russische Städte durch die Chingusen ausgesetzt sind. Das lenkt die Aufmerksamkeit wieder auf diesen Volksstamm, der im russisch-japanischen Kriege so viel von sich reden gemacht hat. Die Chingusen sind ein mandchurischer Volksstamm, der unter chinesischer Oberhoheit steht, den Chinesen aber jahrein jahraus so ungläubliche Streiche spielt, daß diese sich ihm gewissermaßen tributpflichtig gemacht und sich ihm gegenüber jedenfalls in einer schreienden Hilflosigkeit befinden. Diese Waldhelden sind ein ausgeprägtes Räubervolk, nach Anlage und von Profession. Die schlauen Japaner mußten sie während des Krieges für sich zu gewinnen, sie verdanken ihnen

